

# Zwischen Skepsis und Relativismus\*

FRANZ VON KUTSCHERA

1. Realismus und Skepsis
2. Idealismus und Relativismus
3. Verteidigung des Realismus
4. Zum weiteren Problemhorizont des Realismus
5. Literatur

Schon am Beginn erkenntnistheoretischer Reflexionen in der Antike deutet sich eine Aporie an, die die Erkenntnistheorie bis heute begleitet: Der Realismus scheint in eine Skepsis zu führen, anti-realistische Konzeptionen dagegen in einen Relativismus. Der erste Text erkenntnistheoretischen Inhalts überhaupt ist das Fragment 34 von Xenophanes, dem Vater der eleatischen Schule. Es lautet: „Und das Unzweifelhafte erblickte kein Mensch und es wird auch nie einen geben, der es erkennt in Bezug auf die Götter, und was ich nur immer erwähne; denn selbst wenn es einem im höchsten Maße gelänge, etwas Treffendes auszusprechen, so wüßte er das selbst doch nicht; Schein haftet an allem“. Den Hintergrund dieser Aussage bildet die schon vor Xenophanes oft geäußerte Auffassung, allein den Göttern sei die Wahrheit offenbar, der Mensch sei hingegen auf Vermutungen nach dem Anschein der Dinge angewiesen, wisse also nichts. Der Gedanke läßt sich auch so ausdrücken: Unsere Annahmen können sich immer als falsch erweisen. Daher sind wir selbst dann, wenn sie tatsächlich richtig sind, ihrer Wahrheit nicht sicher, erkennen diese also nicht. Über ein Für-wahr-Halten kommen wir nicht hinaus — Schein haftet an allem. Die Objektivität des Wirklichen besteht in seiner Unabhängigkeit von unseren Ansichten darüber, und gerade diese Unabhängigkeit hat zur Folge, daß die Wirklichkeit nicht zuverlässig erkennbar ist. In diesem Sinne kann man das Fragment als eine erste Formulierung des Arguments ansehen, daß der Realismus zur Erkenntnisskepsis führt.<sup>1</sup>

---

\* „Zwischen Skepsis und Relativismus“ erschien erstmals unter dem Titel „Erkenntnistheoretischer Relativismus“ in *Wirklichkeit und Wissen. Realismus, Anti-Realismus und Wirklichkeitskonzeptionen in Philosophie und Wissenschaften*, hrsg. H. J. Sandkühler, Frankfurt 1992, Verlag Peter Lang.

<sup>1</sup> Vgl. dazu Heitsch 1983, 173 ff. und Kutschera 1983.

Auch der Ansatz zu einem Idealismus, der die Skepsis zu vermeiden sucht, indem er den Realismus aufgibt, findet sich schon bei den Vorsokratikern, so bei dem Sophisten Protagoras. Das bekannte Fragment 1 lautet: „Aller Dinge Maß ist der Mensch, des Seienden, daß (wie) es ist, des Nichtseienden, daß (wie) es nicht ist“. Wahrsein, so wird das meist gedeutet, ist nichts anderes als von jemandem für wahr gehalten werden. Da jeder weiß, was er glaubt, ist daher Wahrheit zwar zuverlässig erkennbar, der Preis dafür ist aber die Relativierung der Wirklichkeit: Jeder hat seine eigenen Tatsachen, seine eigene Welt, und von wahr und falsch in einem objektiven und allgemeinen Sinn kann nicht mehr die Rede sein.

Ich will im folgenden aber nicht von der Geschichte des Streits zwischen Realismus und Idealismus reden, sondern davon, wie er sich heute darstellt. Wir stehen gegenwärtig wieder mitten in der alten Diskussion, denn der erkenntnistheoretische Realismus ist seit den 60er Jahren, insbesondere von Philosophen wie Nelson Goodman und Hilary Putnam, um nur zwei der prominentesten zu nennen, erneut in Frage gestellt worden. Ich will zuerst die Argumente darstellen, daß der Realismus zur Skepsis und seine Gegenposition, der Idealismus, zu einem Relativismus führt, und werde dann versuchen, einen Ausweg aus dieser Aporie aufzuweisen.

### *1. Realismus und Skepsis*

Es ist die Grundthese des Realismus, daß sich unsere Erfahrung — gemeint ist hier immer die äußere, die Sinneserfahrung — auf die Welt als eine Wirklichkeit bezieht, deren Existenz und Beschaffenheit nicht davon abhängt, daß und wie wir sie erleben und begreifen. Im Alltag wie in den Wissenschaften sind wir alle Realisten. Wir glauben, daß unsere Welt vor ca. 15 Milliarden Jahren entstanden ist, daß es aber erst seit etwa 100 000 Jahren den homo sapiens als sprachbegabtes Wesen gibt. Die Welt hat also schon sehr lange existiert, bevor die ersten Menschen auftraten, und kann daher nicht Produkt menschlicher Erfahrungen und Ansichten sein. Ihre Beschaffenheit richtet sich auch nicht nach unseren Annahmen über sie, sondern wir müssen uns umgekehrt bemühen, unsere Annahmen den realen Gegebenheiten anzupassen, wenn wir zweckmäßig handeln, ja überhaupt überleben wollen.

Im Alltag und den Einzelwissenschaften braucht man sich freilich auch nicht darum zu kümmern, wie die realistische Konzeption, wie insbesondere die Unabhängigkeitsthese genauer zu formulieren ist. Damit beginnen aber die Schwierigkeiten. Es liegt nahe, so vorzugehen: Sachverhalte des

Glaubens und Empfindens, Eindrücke, die wir von der Welt haben, und Akte des Denkens und Vorstellens sind mentale Zustände bzw. Akte eines Subjekts in einem Zeitpunkt, und sie sind für dieses Subjekt in diesem Zeitpunkt *unproblematisch*. Das heißt: Glaube ich jetzt, daß etwas der Fall ist, so glaube ich auch, daß ich das glaube, und da ich damit recht habe, weiß ich es auch. Glaube ich hingegen nicht, daß etwas der Fall ist, so glaube ich, daß ich das nicht glaube, und da ich damit wiederum recht habe, weiß ich es auch. Das sind elementare Prinzipien der epistemischen Logik. Ich kann mich also bzgl. meiner eigenen, gegenwärtigen Überzeugungen nicht irren; für sie verfüge ich über unerträgliche Erkenntnis. Entsprechendes gilt für die anderen mentalen Zustände und Akte, so daß wir auch sagen können: *Mental* sind genau jene Sachverhalte, die für jemanden irgendwann unproblematisch sind. Bezeichnen wir die Sachverhalte, die eine Beschaffenheit der Welt bzw. der Dinge in ihr beinhalten, hier als „natürlich“, so kann man die realistische These von der Unabhängigkeit der Welt von unseren Erfahrungen und Annahmen über sie so präzisieren: *Jede konsistente Menge mentaler Sachverhalte ist mit jeder konsistenten Menge natürlicher Sachverhalte analytisch verträglich.* Danach ist kein (nicht tautologischer) natürlicher Sachverhalt irgendwann für irgendwen unproblematisch, und aus unseren Eindrücken und Annahmen folgt auch nichts über die Beschaffenheit der Welt; es ist immer möglich, daß unsere Eindrücke trügen und unsere Annahmen falsch sind.

Diese These ist auf den ersten Blick zweifellos höchst plausibel. Sie führt aber direkt in die Problematik, auf die schon Xenophanes hingewiesen hat: Es kann zwar sein, daß einige oder gar alle unsere Annahmen über die Welt richtig sind, daß wir also tatsächlich erkennen, wie sie beschaffen ist, aber wir können unsere Erkenntnisansprüche nicht begründen. Wenn ich eine Annahme über die Welt rechtfertigen will, werde ich z. B. auf eine Beobachtung verweisen. Ich kann aber nicht ausschließen, daß ich mich bei dieser Beobachtung geirrt habe, daß es mir nur so erschien, als verhielte sich die Sache so und so. Ich kann dann auf andere Beobachtungen verweisen, die das Ergebnis der ersten bestätigen, aber auch bei ihnen könnte ich mich geirrt haben. Annahmen über die Welt lassen sich also zwar begründen, aber wir müssen dabei immer voraussetzen, daß andere Annahmen richtig sind – „Schein haftet an allem“. Am eindrucksvollsten hat Descartes das Problem dargestellt: Da unsere Eindrücke mit jeder Beschaffenheit der Welt logisch verträglich sind, ist es möglich, daß die Welt tatsächlich völlig anders aussieht, als uns das aufgrund unserer Eindrücke erscheint. Es könnte einen bösen Dämon geben, der unsere Eindrücke manipuliert und uns durch sie eine ganz

andere Welt vorgaukelt, als sie tatsächlich existiert. Wie fundamental dieses Problem ist, zeigt sich darin, daß Descartes es nur durch die Annahme eines moralisch perfekten Gottes lösen konnte, dem jede Täuschungsabsicht fremd sein muß.<sup>2</sup>

Können wir uns mit unseren Annahmen über die Welt immer irren, so können wir nicht einmal sicher sein, daß die Namen, die wir zur Bezeichnung von natürlichen Dingen verwenden, auch tatsächlich existierende Objekte bezeichnen, und daß die Prädikate, die wir zur Beschreibung von natürlichen Dingen verwenden, auch Eigenschaften ausdrücken, die real existierende Objekte überhaupt haben können. Es ist also nicht nur zweifelhaft, ob unsere Aussagen über die Welt wahr sind, sondern auch, ob sie überhaupt von der Welt handeln. Diese Referenzskepsis folgt zwar aus der Erkenntnisskepsis, macht deren Reichweite aber doch besonders deutlich.

Hilary Putnam hat Argumente vorgetragen, die sogar eine Inkonsistenz des Realismus beweisen sollen.<sup>3</sup> Die realistische These, wie wir sie formuliert haben, ist aber sicher nicht inkonsistent. Ihre Problematik besteht allein darin, daß sich nach ihr unsere Erkenntnisansprüche letztlich nicht rechtfertigen zu lassen scheinen.

## *2. Idealismus und Relativismus*

Der Idealismus ist vor allem eine Reaktion auf die Kluft, die sich in der Konsequenz des Realismus zwischen Erfahrung und Außenwelt auftut. Das gilt auch dann, wenn er sich im Sinn des Phänomenalismus als Versuch einer systematischen Rekonstruktion der Aussagen über die Welt auf der Basis von Sätzen über das ‚Unmittelbar Gegebene‘, d. h. über Sinneseindrücke oder Sinnesdaten darstellt, oder als Versuch, in den problemlosen Sachverhalten des Empfindens eine sichere Grundlage aller empirischen Erkenntnis zu finden. Sein Grundgedanke ist immer, daß man der Skepsis nur dann entkommt, wenn man die realistische Konzeption der Welt als einer Realität hinter den Erscheinungen aufgibt. Da wir nicht hinter die Kulissen unserer Eindrücke sehen und feststellen können, ob und wie sie objektiven Sachverhalten entsprechen, bilden sie selbst die einzige Realität, mit der wir es tatsächlich zu tun haben. Die Welt kann daher für uns nur

---

<sup>2</sup> Vgl. Descartes: *Meditationes de prima philosophia*, I und III.

<sup>3</sup> Vgl. Putnam: *Realism and reason*, in 1978, und 1981, Kap. 3.

das sein, was sich in unseren Erfahrungen zeigt, und in diesem Sinne ist sie nicht unabhängig von unserer Erfahrung.

Ich will hier nicht auf den klassischen Idealismus eingehen. Sein Grundfehler, daß er Eindrücke von Gegenständen als Gegenstände von Eindrücken mißdeutet, ist so offensichtlich, daß er als definitiv widerlegt gelten kann.<sup>4</sup> Daher werden antirealistische Positionen von ihren Autoren heute auch nicht als „idealistisch“ bezeichnet. Ich möchte mich vielmehr auf Ideen beziehen, wie sie Nelson Goodman entwickelt hat, denn sie sind charakteristisch für moderne Einwände gegen den Realismus.<sup>5</sup> Goodman will zeigen, daß die Annahme einer Welt an sich sinnlos ist. Dazu geht er von Beispielen wie diesem aus: Man kann verschiedene äquivalente Geometrien formulieren. Eine Theorie G1 nimmt z. B. Gerade als Urelemente an und definiert Punkte als bestimmte Paare von Geraden. Die Theorie G2 nimmt hingegen Punkte als Urelemente an und definiert Gerade als gewisse Punktmengen. Man kann G1 und G2 nun nicht als unterschiedliche Beschreibungen derselben beschreibungsneutralen Objekte und Fakten, ein und derselben objektiven Realität, des zweidimensionalen Raums, auffassen. Denn die Eigenschaft, aus Punkten oder aus Geraden zu bestehen, kommt nicht dem Raum selbst zu, sondern er hat sie nur bzgl. einer Darstellung, einer Theorie. Was soll aber die Rede von einem ‚Raum an sich‘, wenn es nicht einmal möglich ist, zu sagen, aus welchen Objekten er besteht und ob ein Sachverhalt wie jener, daß Punkte Paare von Geraden sind, für ihn gilt. Keine der beiden Geometrien läßt sich mit vernünftigen Gründen als die richtige auszeichnen; eine ist ebenso gut wie die andere. Rudolf Carnap hatte schon früher betont, daß externe Existenzfragen wie ‚Gibt es Punkte wirklich?‘ nicht sinnvoll sind.<sup>6</sup> Existenzfragen lassen sich nur in einer Sprache beantworten, jede Sprache setzt aber mit ihrem *universe of discourse*, der Menge der Dinge, von denen sie spricht, schon eine Ontologie voraus, so daß nur eine Antwort relativ zur jeweils verwendeten Ontologie möglich ist. In einer Sprache ist die Frage ‚Gibt es Punkte wirklich?‘ trivialerweise zu bejahen, wenn Punkte zu dessen *universe of discourse* gehören, andernfalls aber trivialerweise zu verneinen. Bewährt sich nun eine Sprache zur Beschreibung gewisser Phänomene und ist keine einfachere in Sicht, die in diesem Bereich ebenso leistungsfähig ist, so akzeptieren wir ihre ontologischen Voraussetzungen. Ontologien werden also nach Carnap pragmatisch durch ihre Nützlichkeit ausgezeichnet. Im

<sup>4</sup> Vgl. dazu z. B. Kutschera 1981, Kap. 4 und 5.

<sup>5</sup> Vgl. dazu vor allem Goodman 1960 und 1978, und zur Kritik Kutschera 1989.

<sup>6</sup> Vgl. Carnap 1950.

vorliegenden Fall hilft das aber auch nicht weiter: Die Sprache der Geometrie G1 ist ebenso einfach und ausdrucksfähig wie die von G2. Gibt es also keinen Grund, die eine vor der anderen auszuzeichnen, so macht die Rede von dem objektiven Raum keinen Sinn. Wir müssen vielmehr sagen: Jede Theorie handelt von einer eigenen Realität. Da es solche gleichberechtigten Theorien nicht nur im mathematischen Feld gibt, sondern auch in den Naturwissenschaften<sup>7</sup>, kann man also nicht von der einen, theorie-neutralen Welt, der Welt an sich reden, sondern muß eine Pluralität von theorienspezifischen Welten annehmen.

Diese Goodmansche Argumentation ist natürlich problematisch. Gilt in der Geometrie G1 der Satz ‚Punkte sind Paare von Geraden‘, und ist dieser Satz in G2 falsch, so liegt erstens noch keine Unverträglichkeit der beiden Geometrien vor, denn die Ausdrücke ‚Punkt‘ und ‚Gerade‘ werden in ihnen offenbar unterschiedlich interpretiert. Gibt es keine gemeinsame Realität, auf die sich zwei Theorien wie G1 und G2 beziehen und die sie in unterschiedlicher Weise beschreiben, so kann man zweitens nicht behaupten, daß sie überhaupt in Konkurrenz miteinander stehen. Dafür genügt nicht, daß sie in dem Sinn äquivalent sind, daß man die Terme der einen Theorie so durch Terme der zweiten definieren kann, daß die Theoreme der ersten zu solchen der zweiten werden. Denn eine solche Äquivalenz impliziert nicht, daß die beiden Theorien in ihrer normalen Interpretation von denselben Gegenständen handeln. Das Argument sägt insofern den Ast ab, auf dem es sitzt, denn wenn die Geometrien G1 und G2 von Verschiedenem handeln, besteht von vornherein kein Problem: Jede beschreibt einen anderen Ausschnitt der gemeinsamen Realität. Ein Problem entsteht erst, wenn man sagen kann: Zwei miteinander unverträgliche Theorien beschreiben dieselbe Realität, wir können aber prinzipiell nicht feststellen, welche von ihnen richtig ist. Dieses Problem betrifft aber nicht die Annahme einer theorie-neutralen Realität, die ja vorausgesetzt wird, sondern die Grenzen unserer Erkenntnisfähigkeit. Man kann den Gedanken von Goodman drittens auch nicht so formulieren: ‚Können wir von zwei miteinander unverträglichen Theorien prinzipiell keine als die richtige auszeichnen, so haben wir auch keinen Grund für die Annahme, daß beide dieselbe Realität beschreiben‘. Denn Theorien, die überhaupt etwas beschreiben, sind interpretierte Theorien, von denen man dann auch sagen kann, was sie beschreiben; sie sind aber nur dann unverträglich, wenn sie – jedenfalls zum Teil – dasselbe beschreiben.

---

<sup>7</sup> Man bezieht sich dabei meist auf das Argument von der empirischen Unterdeterminiertheit von Theorien. Vgl. dazu Kutschera 1981, 9.5.

So bleibt von der Goodmanschen Argumentation nur die Frage übrig: Was macht die Rede von einer sprach- und theorienunabhängigen Welt für einen Sinn, wenn wir sie doch immer nur mit Hilfe von Sprachen und Theorien charakterisieren können, wenn wir auf die Frage, wie sie an sich beschaffen ist, nur die Auskunft geben können: „Nach dieser Theorie so und nach jener so“?

Ich will hier nicht auf diese Frage eingehen, sondern auf zwei Konsequenzen des Pluralismus hinweisen. Die erste ist der Verlust der Welt im normalen Sinn dieses Wortes. Daß das keine polemische Übertreibung ist, sondern von den Relativisten unserer Tage selbst so gesehen wird, zeigt der Titel eines Aufsatzes von Richard Rorty ‚The world well lost‘ und die Aussagen von Goodman selbst: „If there are many worlds, there is none“.<sup>8</sup> Kann man zweitens von der Welt nur bzgl. einer bestimmten Theorie T reden, und ist die T-Welt das, was die Theorie T beschreibt, so ist T trivialerweise eine korrekte Beschreibung der T-Welt. Sie kann also nicht an der Erfahrung scheitern und hat damit nach Popper keinen empirischen Gehalt. Damit eine Theorie scheitern kann, muß es einen Wahrheitsbegriff geben, der nicht von vornherein das und nur das als wahr auszeichnet, was die Theorie aussagt, einen Wahrheitsbegriff, der in diesem Sinn nicht intra-theoretisch, sondern inter-theoretisch ist. „Richtig ist“, so müßten wir sonst mit Wittgenstein sagen, „was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von ‚richtig‘ nicht geredet werden kann“.<sup>9</sup> Goodman ersetzt den realistischen, korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff, nach dem ein Satz wahr ist, wenn es sich tatsächlich so verhält, wie er das behauptet, konsequenterweise denn auch den intra-theoretischen Wahrheitsbegriff der Kohärenztheorie: Ein Satz ist bzgl. einer Theorie wahr, wenn er deren Annahmen entspricht. Der Goodmansche Pluralismus entgeht damit zwar der Skepsis, aber der Preis ist ein unhaltbarer Wahrheitsrelativismus. Die Frage, ob es wahr ist, daß ein Satz den Annahmen der Theorie entspricht, darf nicht gestellt werden, denn sonst beginnt ein unendlicher Regress: Der Satz ist wahr, wenn er den Annahmen der Theorie entspricht, er entspricht den Annahmen der Theorie, wenn es den Annahmen der Theorie entspricht, daß er ihren Annahmen entspricht, usf.

Putnam hat versucht, die Idee, Wahrheit sei theorienrelativ, von den Konsequenzen zu befreien, daß es dann viele Wahrheitsbegriffe gibt; daß

---

<sup>8</sup> Vgl. Rorty 1972.

<sup>9</sup> Diese Aussage steht bei Wittgenstein in den Philosophischen Untersuchungen, § 258 freilich in einem anderen Kontext.

Wahrheit, wenn man auf die gegenwärtig von jemandem akzeptierte Theorie Bezug nimmt, zeit- und personenabhängig ist. Putnam bestimmt Wahrheit als Akzeptierbarkeit in einer künftigen perfekten Theorie, die aufgrund weiterer Erfahrungen nicht mehr korrigiert oder erweitert zu werden braucht.<sup>10</sup> Das setzt aber voraus, daß es eine solche perfekte Theorie geben wird und daß man sie als perfekt erkennen kann, wenn sie vorliegt. Man kann aber nicht im vorhinein wissen, ob eine Theorie noch Korrekturen erfordern wird. Nicht einmal Konsistenz ist ein notwendiges Kriterium für die perfekte Theorie, denn die Logik ist im Sinn dieser Theorie selbst zu deuten, wie Putnam sagt. Wir können daher letztlich jede Theorie zur ‚perfekten‘ erklären. Dann wird sie durch ein Fiat zum Maß des Wahren, sie wird konsistent und immun gegenüber weiteren Erfahrungen.

Während der Realismus also in die Skepsis führt, mündet der Antirealismus in einen absurden Relativismus. Das ist in den letzten Jahren auch Putnam klar geworden, und daher spricht er nun von einer Aporie, die gegenwärtig unlösbar sei.

### *3. Verteidigung des Realismus*

Ich glaube nicht an eine Unlösbarkeit der Aporie, sondern werde nun versuchen zu zeigen, daß der Realismus nicht zwangsläufig zu einer Erkenntnisskepsis führt. Zunächst jedoch einige Vorbemerkungen:

- 1) Es gibt keine voraussetzungslosen Begründungen. Um etwas begründen zu können, muß man immer etwas anderes, die ersten Prämissen, annehmen. Das ist zwar trivial, aber es ist trotzdem wichtig, daran zu erinnern, denn was man voraussetzen muß, ist oft viel mehr, als man glaubt. Auch in der Erkenntnistheorie kann es nicht um Letztbegründungen gehen, wir müssen vielmehr von Annahmen ausgehen, die sich prinzipiell als falsch erweisen könnten. Wir müssen zudem die normale Sprache verwenden, und dabei übernehmen wir auch die Konzeptionen, die sich mit ihren Redeweisen verbinden. In der Wissenschaftstheorie redet man von einer ‚Theoriebeladenheit‘ der Sprache. Damit ist gemeint: Sprachen sind keine neutralen Beschreibungsmittel, mit denen sich beliebige Konzeptionen ausdrücken lassen, sondern ihre Aussagen beziehen ihren Sinn aus bestimmten Hintergrundannahmen über die Gegenstände. Wir können also weder sprachlich noch konzeptionell vom Punkt Null ausgehen. Man

---

<sup>10</sup> Vgl. Putnam: *Realism and reason*, in 1978.

kann natürlich die gewöhnlichen Intuitionen kritisieren und neue Konzeptionen entwickeln, aber für die Formulierung radikal anderer Vorstellungen wäre die gegebene Sprache wegen ihrer Theoriebeladenheit nicht geeignet. Man kann selbstverständlich auch neue sprachliche Ausdrucksmittel einführen, aber die Sprache lässt sich nur stückweise und nicht radikal formulieren. Unsere normale Sprache und Weltsicht ist nun aber realistisch. Das zeigt sich z. B. darin, daß idealistische Konzeptionen sich kaum konsistent formulieren lassen. Wenn Goodman etwa sagt: „Wir können lediglich beschreiben, was immer beschrieben wird. Unser Universum besteht gewissermaßen aus Beschreibungsweisen, nicht aus einer Welt oder aus Welten“, so ist das offensichtlicher Unsinn, denn was wir mit Sätzen beschreiben, sind nicht Beschreibungsweisen, sondern Fakten.

Wenn der Idealist also versucht, mit der normalen Sprache Konzeptionen zu formulieren, die jenen widersprechen, die sich mit den verwendeten Redeweisen verbinden, und dadurch in Schwierigkeiten gerät, so bewegt sich andererseits eine Verteidigung des Realismus am Rande der Trivialität. Sie behauptet nur, was ohnehin jeder akzeptiert. Richtige Trivialitäten sind aber erstens besser als falsche Originalitäten, und die Argumente gegen den Realismus, die ich referiert habe, zeigen zweitens, daß Präzisierungen und Unterscheidungen notwendig sind. Eine Verteidigung des Realismus besteht so weniger in seiner Begründung – da wir außerhalb der Philosophie alle Realisten sind, bedürfen wir ihrer nicht –, als in einer Kritik der Einwände gegen ihn.

- 2) Eine Verteidigung des Realismus gegen den Vorwurf, er führe zu einer Erkenntnisskepsis bzgl. der Außenwelt, kann nicht einfach dem Opponenten die Beweislast zuschreiben und so argumentieren: Eine generelle Skepsis bzgl. der Erkennbarkeit der Außenwelt ist haltlos. Man kann zwar die Geltung praktisch jedes Satzes bezweifeln, relevant sind aber nur begründete Zweifel. Ein begründeter Zweifel muß jedoch etwas voraussetzen, das er nicht in Zweifel zieht. Da Gründe gegen eine Annahme über die Welt in anderen Annahmen über sie bestehen, sind also nur Zweifel an der Richtigkeit einzelner solcher Annahmen vernünftig. Dieses Argument wäre wenig überzeugend. Denn der Realist ist nicht besser daran als der Skeptiker, da sich auch jede Rechtfertigung einer Annahme über die Welt an sich auf andere Annahmen über sie stützen muß. Ferner war nicht diese Trivialität der Grund für die These, der Realismus führe zur Skepsis, sondern die Überlegung: Begreift man die Welt als etwas, das von unseren Erfahrungen unabhängig ist, so erscheint es, wie schon Kant betont hat, als unbegreiflicher Zufall, wenn unsere

Eindrücke und die Vorstellungen von der Welt, die wir aus ihnen gewinnen, dieser Welt tatsächlich entsprechen.<sup>11</sup> Ihre Erkennbarkeit erscheint dann ähnlich unverständlich wie eine psycho-physische Wechselwirkung im Cartesischen Dualismus.

- 3) Die realistische These von der analytischen Unabhängigkeit mentaler und natürlicher Sachverhalte ist zwar verträglich mit der Annahme naturgesetzlicher Korrelationen zwischen ihnen, der Realist kann aber keine Erkennbarkeit der Welt unter Bezugnahme auf solche nomologischen Beziehungen behaupten. Denn die kann man ja erst ermitteln, wenn man schon Feststellungen über das Bestehen natürlicher Sachverhalte machen kann. Die erste Grundlage müssen also tatsächlich apriorische Beziehungen sein.
- 4) Keinen Ausweg bietet natürlich auch die Evolutionäre Erkenntnistheorie an, die naturwissenschaftliche Theorien als richtig voraussetzt und dann die Passung zwischen unserem Erleben und der erlebten Außenwelt als Produkt der Evolution erklären will.

Meine Verteidigung des Realismus besteht zunächst in zwei Argumenten:

- a) Das erste richtet sich gegen die Behauptung von Xenophanes, selbst wenn eine unserer Annahmen richtig sei, könnten wir das nicht wissen. Es ist ein gut begründetes Prinzip der epistemischen Logik, daß man weiß, daß man etwas weiß, falls man es tatsächlich weiß.<sup>12</sup> Ferner ist es zwar analytisch möglich, daß die Welt gänzlich anders beschaffen ist, als wir das annehmen, das schließt aber eine Erkennbarkeit der Welt nicht aus. Wissen heißt ja nicht: einsehen, daß es unmöglich anders sein kann. Aus der Tatsache, daß ich einen anderen Vornamen haben könnte, folgt nicht, daß ich nicht wissen kann, daß ich Franz heiße. Skeptische Argumente setzen oft einen Begriff perfekten Wissens voraus, nach dem entweder Sachverhalte des eigenen, gegenwärtigen Wissens für mich unproblematisch sein müssen, oder nach dem nur notwendig bestehende Sachverhalte erkannt werden können. Solches Wissen gibt es aber nur in eng begrenzten

---

<sup>11</sup> Vgl. Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 166 ff.

<sup>12</sup> Die Argumente für dieses Prinzip hängen vom verwendeten Wissensbegriff ab. Für ‚Wissen‘ als ‚Richtige Überzeugung‘ vgl. dazu Kutschera 1981, 1.2 und 1.3, für ‚Wissen‘ als ‚Fundierte richtige Überzeugung‘ vgl. Legris 1990, Kap. 1–3. Vgl. auch Lenzen 1978 und 1980.

Bereichen, und der normale Wissensbegriff ist sehr viel weiter. Es besagt also wenig, daß die Außenwelt nicht perfekt erkennbar ist und daß es keine untrüglichen Erkenntnisansprüche bzgl. natürlicher Sachverhalte gibt. Die Naturwissenschaften sehen all ihre Theorien, auch die am besten bestätigten, als hypothetisch an. Sie rechnen prinzipiell immer mit der Möglichkeit, daß sich die Theorien als falsch erweisen. Das hindert sie aber nicht zu beanspruchen, daß ihre Ergebnisse Erkenntnisse darstellen.

Dieses erste Argument dient nur dazu, Formulierungen des Skepsis-Vorwurfs gegen den Realismus abzuweisen, die auf einem zu anspruchsvollen Wissensbegriff beruhen. Das zweite bezieht sich nun auf den Kern des Problems:

b) Dieser Kern besteht wie gesagt nicht darin, daß die realistische Unabhängigkeitsthese Korrelationen zwischen unseren Eindrücken und natürlichen Sachverhalten ausschließt – das tut sie keineswegs –, sondern darin, daß sie die Annahme solcher Entsprechungen anscheinend nicht rechtfertigen kann. Eine Rechtfertigung müßte so aussehen, daß gewisse Korrelationen apriori als bestehend ausgewiesen werden können, so daß man aus bestimmten Eindrücken auf die ihnen entsprechenden natürlichen Sachverhalte schließen kann. Mit ihnen ließen sich dann evtl. andere rechtfertigen. Empirisch können wir wie gesagt Korrelationen erst dann ermitteln, wenn wir schon Feststellungen über die Außenwelt machen können.

Die Unabhängigkeitsthese kann der Realist nicht aufgeben. In ihr drückt sich ja der Unterschied zwischen wahr sein und für wahr gehalten werden aus, so daß der Preis eines Verzichts auf sie ein Wahrheitsrelativismus wäre, der sich nicht einmal konsistent formulieren ließe, wie wir gesehen haben. Wie läßt sich aber diese These mit der Annahme apriorischer Korrelationen vereinbaren? Synthetische Prinzipien sind nicht in Sicht – bei Kant beruhen sie auf seiner idealistischen Konzeption der Erfahrungswirklichkeit –, analytische Korrelationen scheinen jedoch der These direkt zu widersprechen. Der Ausweg liegt in der Annahme analytischer Entsprechungen, die nicht streng allgemein, sondern nur in der Regel bestehen.

Wir verwenden z. B. das Wort ‚rot‘ zur Bezeichnung einer Eigenschaft von Dingen. Das Wort hat aber auch einen phänomenalen Sinn, der sich darauf bezieht, wie wir rote Dinge erleben. Es gilt zwar nicht, daß genau jene Dinge rot sind, die wir als rot empfinden, denn bei ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen können wir uns bzgl. der Farbe täuschen, und ein Ding kann auch rot sein, wenn es keiner sieht. Es gilt aber analytisch, daß die Dinge, die wir als rot empfinden, in der Regel auch rot sind, und

daß wir rote Dinge bei ihrer Betrachtung in der Regel auch als rot empfinden. Die Verwendung des Wortes ‚rot‘ zur Bezeichnung einer objektiven Eigenschaft impliziert, daß es nicht genau dasselbe bedeutet wie der Ausdruck ‚als rot empfunden werden‘. Es gibt objektive Kriterien für Rotsein wie z. B. vorwiegend Licht von einer bestimmten Wellenlänge reflektieren. Es ist aber eine Bedeutungswahrheit, daß kein Objekt, das nicht normalerweise als rot empfunden wird, ‚rot‘ genannt werden kann. Es ist also apriori wahrscheinlich, daß ein Objekt rot ist, wenn ich es als rot erlebe. Aufgrund meines Eindrucks kann ich daher durchaus etwas über die Beschaffenheit des Objekts sagen, wenn auch nur mit Wahrscheinlichkeit.

Nun könnte man einwenden, daß das lediglich für Prädikate mit phänomenalen Bedeutungskomponenten gilt, die den sog. sekundären Qualitäten entsprechen, von denen man oft behauptet, sie kämen nicht den Dingen selbst zu. Diese traditionelle These bezieht sich freilich auf eine Unterscheidung von intrinsischen und relationalen Eigenschaften, die logisch gesehen wenig Substanz hat. Es ist kein vernünftiger Grund in Sicht, warum man es nicht als Eigenschaft der Zahl 5 selbst ansehen sollte, daß sie größer ist als 3, und entsprechend: warum man es nicht als Eigenschaft von Dingen ansehen sollte, daß sie vom Betrachter in der Regel als rot empfunden werden. Zudem haben wir ja betont, daß das keineswegs unser einziges Kriterium für die Verwendung des Wortes ‚rot‘ ist. Zu den Eigenschaften, die den Dingen selbst zukommen, wird man aber jedenfalls ihre physikalischen Eigenschaften rechnen. Nun werden Größen wie Länge, Masse oder magnetische Feldstärke in der Physik so eingeführt, daß man festlegt, wie sie zu messen sind. Das Gewicht eines Körpers entspricht also kraft Festsetzung dem, was eine Waage anzeigt, auf die es gelegt wird – ‚in der Regel‘ muß man freilich auch hier sagen, denn die Waage kann ja kaputt sein oder es können störende Einflüsse vorliegen. Ein Meßverfahren liegt aber jedenfalls nur dann vor, wenn es für dasselbe Objekt in aller Regel denselben Wert der gemessenen Größe ergibt. Von einer Messung kann man ferner nur dann reden, wenn die Anzeigen des Instruments ohne Probleme ablesbar sind, d. h. wenn unsere Eindrücke vom Stand des Zeigers auf der Skala in der Regel zuverlässig sind. Auch in den abstrakten Sphären der Physik gibt es also Eindrücke, die aus analytischen Gründen in der Regel zuverlässige Auskunft über das Vorliegen von objektiven Sachverhalten geben.

Diese beiden Hinweise legen die Annahme analytischer, also apriorischer, Wahrscheinlichkeitskorrelationen zwischen Eindrücken und natürlichen Sachverhalten nahe. Diese Annahme widerspricht einerseits nicht

der realistischen These, daß aus Eindrücken keine objektiven Sachverhalte deduktiv folgen, andererseits ergibt sich aus ihr die Möglichkeit, Aussagen über die Welt auf der Grundlage unserer Eindrücke induktiv zu begründen. Damit ist nun der Vorwurf entkräftet, die realistische These habe eine Erkenntnisskepsis zur Folge: Gibt es solche apriorischen Korrelationen, so kann man Annahmen über die Welt rechtfertigen. Man kann nicht zeigen, daß wir aufgrund unserer Eindrücke Aussagen über die Welt machen können, die ebenso unproblematisch sind wie Aussagen über die Eindrücke selbst, aber wir haben ja auch gesehen, daß das Ideal einer perfekten Erkenntnis der Außenwelt von vornherein verfehlt ist. „Mit dem Schritte, mit dem ich mir eine Umwelt erobere, setze ich mich der Gefahr des Irrtums aus“, sagt Gottlob Frege,<sup>13</sup> aber die Möglichkeit von Irrtümern schließt jene von Erkenntnis nicht aus.

#### *4. Zum weiteren Problemhorizont des Realismus*

Dieser Verteidigung des Realismus könnte man nun vorwerfen, daß sie zu kurz greift. Wir haben dabei ja vorausgesetzt, daß die Sätze unserer physikalischen Sprache wie ‚Dies ist rot‘ oder ‚Dieser Körper hat eine Masse von 3 kg‘ natürliche Sachverhalte beschreiben, Sachverhalte, die im Fall ihres Bestehens Tatsachen der Welt an sich sind. Dieses realistische Verständnis der physikalischen Sprache impliziert insbesondere, daß ihre Namen reale, natürliche Dinge bezeichnen. Im wesentlichen ist es gleichbedeutend mit dem Erfahrungsrealismus als der Annahme, die Gegenstände unserer Erfahrungen seien in der Regel natürliche Dinge; Personen und Stühle, die wir sehen, gehören zum Mobiliar der Welt selbst. Denn die Basis der physikalischen Sprache ist die Beobachtungssprache, und deren Namen und Prädikate stehen für beobachtbare Dinge und Attribute. Nur wenn die natürliche Dinge und Attribute sind, ist das realistische Verständnis der physikalischen Sprache also gerechtfertigt. Umgekehrt gilt: Es ist gerechtfertigt, wenn wir es in der Erfahrung mit natürlichen Dingen zu tun haben, wenn die Welt selbst, wie man auch kurz sagen kann, Gegenstand unserer Erfahrung ist. Damit stützt sich aber unsere Verteidigung des Realismus schon auf realistische Voraussetzungen, und die wären allererst zu begründen. Man könnte ja sagen: Unsere physikalische Sprache ist zur Formulierung jener Vorstellungen gemacht, die wir uns aufgrund unserer Eindrücke von der Welt bilden. Es ist daher zwar

---

<sup>13</sup> Frege: Kleine Schriften, hg. I. Angelelli, Darmstadt 1967, 358.

durchaus plausibel, daß es apriorische Korrelationen zwischen Aussagen über unsere Eindrücke und solchen über die Welt gibt, wie wir sie uns nach diesen Eindrücken vorstellen, das zentrale Problem ist jedoch, ob das die reale Welt ist. Die angegebene Verteidigung des Realismus wäre in der Sprechweise Kants so lediglich ein Argument für die Erkennbarkeit der empirischen Welt, der Welt unserer Erfahrungen, nicht aber für jene der Welt an sich. Man kann die Welt auch nicht als das definieren, was Gegenstand unserer Erfahrungen ist oder wovon die physikalische Sprache handelt, denn damit würde der realistische Grundgedanke der Erfahrungs-unabhängigkeit der Welt bzw. ihrer Unabhängigkeit von unserem Sprechen und Denken aufgegeben.

Im Zusammenhang unserer Überlegungen ist dieser Einwand jedoch nicht stichhaltig. Wie ich sie eingangs formuliert habe, ist die realistische These mit der Auffassung verträglich, daß die Sätze der Dingsprache natürliche Sachverhalte ausdrücken. Da nach unserem Argument von einer Unerkennbarkeit solcher Sachverhalte nicht die Rede sein kann, ist damit der Vorwurf widerlegt, die These allein führe schon zu einer Erkenntnisskepsis.

Die Unabhängigkeitsbehauptung ist freilich auch mit einer Auffassung verträglich, nach der es offen ist, ob die Sätze der Beobachtungssprache natürliche Sachverhalte ausdrücken. Es gibt Realisten, für die die Welt ein Ding an sich ist, das prinzipiell jenseits der Reichweite unseres Denkens und Sprechens liegt oder doch liegen könnte. Solche Realismen hat der Einwand im Auge und für sie hat er recht, denn weder unser Argument noch irgendein anderes kann sie gegen den Vorwurf verteidigen, daß sie der Skepsis Tür und Tor öffnen. Was unerfahrbare und womöglich unbegreiflich ist, können wir natürlich nicht erkennen. Ein solcher Realismus entspricht aber weder dem gesunden Menschenverstand, noch wissenschaftlichen Auffassungen von der Natur, und darüber hinaus ist er auch nicht vernünftig. Eine auch nur einigermaßen solide Begründung dieser letzteren Behauptung würde nun freilich den Rahmen eines Vortrages bei weitem überschreiten. Daher kann ich abschließend nur kurz auf einige Gedanken hinweisen, auf die man sich dabei stützen kann.

Zunächst wäre an die alte erkenntnistheoretische Grundeinsicht zu erinnern: Der Erkenntnistheoretiker ist kein Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen konnte. Er kann sich nicht zu einem Standpunkt erheben, von dem aus er, befreit von den Bedingtheiten und Beschränkungen menschlichen Erfahrens, Denkens und Sprechens, einen Blick sowohl auf die Welt hätte, wie sie an sich ist, als auch auf die menschliche Erkenntnisfähigkeiten, so daß er sagen könnte, ob und in

welchem Umfang diese Welt für Menschen erkennbar ist und welche ihrer Annahmen zutreffen. Es gibt für uns keinen *externen Standpunkt*. Erfahren und Denken sind für uns nie nur Gegenstände, sondern immer auch Mittel der Erkenntnis. Diese Einsicht ist zwar trivial, aber insofern doch wichtig, als danach Erkenntnistheorie nur der Versuch einer immanenten Kritik unseres Erkennens sein kann.

Immanent heißt, daß wir von den Grundgegebenheiten unseres Denkens auszugehen haben. Dazu gehört insbesondere die Intentionalität der Erfahrung. Meine Eindrücke sind Eindrücke von etwas. Sie werden durch Sätze der Form beschrieben: „Es erscheint mir, als ob A“, wobei für ‚A‘ ein Beobachtungssatz einzusetzen ist. Aus der Intentionalität der Erfahrung ergibt sich nun eine erste Bestimmung der Welt: Welt ist das, wovon unsere Eindrücke Eindrücke sind, wozu die Gegenstände unserer Erfahrung gehören. Man kann wieder sagen: Die Welt ist der Gegenstand unserer Erfahrung. Sie ist das, was sich uns in unseren Erfahrungen zeigt. Damit wird sie durch Bezugnahme auf unsere Erfahrung bestimmt, nicht als Ding an sich. Aber das ist nicht nur eine mögliche Bestimmung des Begriffs ‚Welt‘, sondern die einzige sinnvolle. Die Welt im normalen Sinn des Wortes ist ja nicht irgendeine Realität, sondern jene, mit der wir es in der Erfahrung zu tun haben. Das ist zwar auch ein Gedanke, von dem der Idealismus ausgeht, der entscheidende Schritt zum Idealismus liegt jedoch darin, daß die Gegenstände der Erfahrung als Sinnesdaten, Empfindungen, Vorstellungen oder Ideen, d. h. als etwas Mentales gedeutet werden, und das ergibt sich keineswegs zwangsläufig aus einer Bestimmung der Welt als Gegenstand der Erfahrung. Wenn wir mit der realistischen Unabhängigkeitsthese überhaupt einen Sinn verbinden wollen, müssen wir erläutern, was natürliche Sachverhalte sind. Was sollen sie aber sein, wenn nicht Sachverhalte von der Art, wie wir sie in unserer physikalischen Sprache ausdrücken?

Erscheint es mir, als ob ein Sachverhalt bestünde, so heißt das noch nicht, daß ich glaube, daß er besteht. Das Ruder scheint mir dort einen Knick zu haben, wo es ins Wasser taucht, aber ich glaube nicht, daß es tatsächlich geknickt ist. Der Übergang von einem Eindruck zur Annahme, daß es sich tatsächlich so verhält, zum Urteil über die Welt ‚So ist es‘, ist ein Schritt, den die Stoiker als *Synekatathesis* bezeichnet haben. Unsere Annahmen über die Welt sind Systematisierungen unserer Eindrücke, bei denen wir versuchen, sie in einen kohärenten Zusammenhang zu bringen. Den Eindruck, daß das Ruder geknickt ist, sehen wir als Illusion an, weil der Knick nicht spürbar ist und der Eindruck verschwindet, wenn wir das Ruder aus dem Wasser ziehen.

Ziel dieser Systematisierung ist erstens ein Bild der gegenständlichen Realität, auf die sich unsere Eindrücke beziehen, zweitens aber auch eine Vorstellung von den Korrelationen unserer Eindrücke mit den objektiven Gegebenheiten. Beides läßt sich nur im Zusammenhang entwickeln. Wir führen Unterschiede in den Erscheinungen desselben Objekts z. B. darauf zurück, daß wir es von verschiedenen Standpunkten aus betrachten. Solche Korrelationen setzen voraus, daß wir uns in derselben Welt befinden wie die Gegenstände unserer Erfahrung, daß wir uns im gleichen Raum bewegen wie sie, daß unsere Beobachtungen Handlungen in der Welt sind. In der Erkenntnistheorie wird das Subjekt der Erfahrung oft wie ein externer Zuschauer des Weltgeschehens gesehen, der sich allein aufgrund seiner Eindrücke ein Bild davon macht. Es kann aber kein kohärentes Bild der Welt entstehen, wenn man Unterschiede in den Erscheinungen der Dinge nicht auch auf Unterschiede im Verhältnis des Betrachters zu ihnen zurückführen kann. Wir begreifen Welt also auch als die Realität, in der wir selbst uns befinden und in der wir handeln. Wir verstehen uns selbst nicht bloß als Träger mentaler Zustände und Akte, nicht als Cartesische seelische Substanzen, sondern als körperliche Personen in der Welt.<sup>14</sup>

Wir deuten ferner die natürlichen Dinge als Substanzen, als Konstanten im Wandel ihrer Eigenschaften. Damit hängt die Annahme von Gesetzmäßigkeiten in der Natur zusammen, die uns dann auch sagen, was passiert, wenn wir dies und jenes tun, und das ist ja eine ganz wesentliche praktische Aufgabe unseres Weltbildes. Natur ist also objektiv auch in dem Sinn, daß es in ihr Gesetzmäßigkeiten gibt, die nicht direkt dem Fluß unserer Eindrücke entsprechen. Sie ist endlich auch eine intersubjektive Realität: unsere gemeinsame Welt, der gemeinsame Gegenstand unserer Erfahrung. Sonst könnten wir uns über sie nicht verständigen, und wir beschreiben sie ja tatsächlich schon immer in einer gemeinsamen Sprache.

Jeder Entwurf eines Bildes der Welt wie der Vorgänge bei unserem Erfahren und Handeln ist endlich insofern vorläufig, als wir ständig neue Eindrücke gewinnen wie auch durch unser Verhalten hervorrufen können. Unsere Annahmen über die Welt bleiben also hypothetisch, denn neue Eindrücke können neue Systematisierungen erfordern. Auch das ist ein Grund für unsere Unterscheidung von wahr sein und für wahr gehalten

---

<sup>14</sup> Auch sprachliche Referenz ist nicht denkbar ohne die Vorstellung von uns als Agenten in der Welt, denn wir geben sie z. B. durch Akte des Zeigens an. Auch mit Indexausdrücken wie ‚hier‘ und ‚dort‘, ‚ich‘, ‚er‘ können wir nur unter dieser Voraussetzung referieren. Vgl. dazu z. B. Nagel 1986.

werden und damit für die realistische Unabhängigkeitsthese. Unsere neuen Eindrücke beziehen sich auf dieselbe Welt als den identischen Gegenstand all unserer Erfahrungen. Für neue Annahmen über sie bilden nicht nur die neuen, sondern auch die alten Eindrücke die Grundlage.

Im Rahmen einer Erkenntnistheorie, die sich als eine immanente Kritik unseres Denkens und Erfahrens versteht, stellt sich der Realismus so nicht als unbegründete Annahme einer Welt an sich dar, die völlig unabhängig von unserer Erfahrung ist, also nur von einem externen Standpunkt aus sichtbar wäre, und deren Erkennbarkeit dann zu einem unlösbaren Problem wird, sondern als Prinzip, nach dem wir unsere Erfahrungen als Erfahrungen einer gegenständlichen Welt auslegen.

Trotz des skizzenhaften Charakters meiner Hinweise ist wohl deutlich geworden, daß epistemologische Theorien in das Gebiet anderer philosophischer Disziplinen übergreifen. Sie haben onotologische Implikationen, sie hängen mit dem Leib-Seele-Problem zusammen, da Erfahrung eine psycho-physische Beziehung ist, sie werfen Probleme auf, die zur Philosophie des Geistes gehören, sie müssen Anleihen bei der Handlungstheorie und der Theorie der Kausalität machen. Die zentralen Probleme der Erkenntnistheorie haben also einen sehr weiten Horizont, und daher war es — abgesehen von den Bemerkungen am Schluß, die aber gerade auch das belegen sollten — nicht das Ziel meines Vortrages, eine umfassende Apologie des Realismus zu liefern, sondern nur, ihn gegenüber dem Vorwurf zu verteidigen, er führe zwangsläufig zu einer Erkenntnisskepsis. Das gilt eben nur für bestimmte Formulierungen des Realismus, die aber von vornherein wenig plausibel sind.

### 5. Literatur

- Carnap, R., 1950, Empiricism, semantics, and ontology. *Review International de Philosophie* 4, 20–40; wieder abgedr. in Carnap, 1956, *Meaning and Necessity*, Chicago, 205–21.
- Goodman, N., 1960, The way the world is. *Review of Metaphysics* 14, 48–56.
- Goodman, N., 1978, *Ways of World Making*, Hassocks (Sussex).
- Heitsch, E., 1983, *Xenophanes*, München.
- Kutschera, F. v., 1981, *Grundfragen der Erkenntnistheorie*, Berlin.
- Kutschera, F. v., 1983, Das Fragment 34 von Xenophanes und der Beginn erkenntnistheoretischer Fragestellungen. In *Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie*, Akten des 7. Internationalen Wittgenstein Symposiums 1982 in Kirchberg a. W., Wien, 19–25.
- Kutschera, F. v., 1989, Bemerkungen zur gegenwärtigen Realismus-Diskussion. In *Traditionen und Perspektiven der analytischen Philosophie*, hrsg. W. Gombocz et al., Wien, 490–521.

- Legris, X., 1990, *Eine epistemische Interpretation der intuitionistischen Logik*, Regensburger Diss., Würzburg.
- Lenzen, W., 1978, *Recent Work in Epistemic Logic*, Amsterdam.
- Lenzen, W., 1980, *Glauben, Wissen und Wahrscheinlichkeit*, Wien.
- Nagel, T., 1986, *The View from Nowhere*, Oxford.
- Putnam, H., 1978, *Meaning and the Moral Sciences*, London.
- Putnam, H., 1981, *Reason, Truth and History*, Cambridge.
- Rorty, R., 1972, The world well lost. *The Journal of Philosophy* 69, 649–65.